

Der Traktat gegen die Freundschaft

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **22 (1954)**

Heft 2

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-567823>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Traktat gegen die Freundschaft

von Chrysispos

Wenn ein paar Menschen recht miteinander zufrieden sind, kann man meistens versichert sein, dass sie sich irren. Goethe.

Seit dem frühen Nachmittag sitze ich nun schon über meinen perfiden Aufsatz gebeugt und schreibe. Inzwischen ist es Abend geworden — Samstagabend, der stets für IHN reserviert war. Da haben wir oft gemütlich zuhause gegessen bei einem guten Tropfen, und wenn ihm der Sinn nicht danach stand, nette Freunde besucht, oder sind in der verräucherten alten Weinstube an der Ecke eingekehrt, wo man zuweilen geistreiche charmante Leute trifft. Aber das gehört nun der Vergangenheit an, seit ER die selbstgewählten Fesseln mit einem Ruck abgeworfen hat. Man sollte gar nicht meinen, dass solch ein unvermittelter Kehraus immer wieder ein bisschen weh tut. Ich will aber einräumen, dass ein jeder anders darauf reagiert. Das ist nicht nur eine Frage des Temperaments, sondern auch der Jahre. Meine erste Enttäuschung in frühster Jugend kam, wie ich mich erinnere, fast einem Fenstersturz gleich, und auch die zweite endete in einem Tränenstrom, welcher der Arethusa alle Ehre gemacht hätte. Und dann lernte ich hübsch der Reihe nach all die andern Stadien kennen, wie sich das gehört: die Elegie, die Resignation, die Verhärtung, und nicht zu vergessen den — einstmals so verpönten — Leichtsinn. Nun bin ich endlich bei der Bosheit angelangt und schreibe einen bitterbösen Traktat über das. «Was dagegen spricht, Freundschaften zu schliessen». Unter diesem Titel habe ich alles zusammengetragen, was man an Enttäuschungen, Zynismus, Hysterie, Gemeinheit, Betrug, Ehrverletzung, Not- und vorsätzlichen Lügen, Missbrauch des Vertrauens und seelischer Grausamkeit erleben kann in Gesellschaft eines Menschen, von dem man sich geliebt wähnte. Wozu also die langwierige sorgsame Kelter harmonischer Stunden und des guten Einvernehmens, wenn am Ende immer wieder der Wermutstropfen bitterer Erfahrungen in den Trank fällt?

Ich habe meinen Traktat gegen die Freundschaft noch einmal überflogen. Er liest sich in der geschliffen kommandierten Prosa recht elegant. Und nachdem sich bei Jean Paul noch ein passendes Motto dafür angefunden hat, bin ich vollends aus dem Häuschen. «Ein Liebhaber hat tausend Augen für eine Person und tausend Augenlider für die andern». Leider richtig. Ein literarisch vergifteter Zuckerguss fundiert nicht nur, sondern macht den Brocken auch mundgerecht.

Gerade als ich mich an den Schlussabsatz machen will, klingelt das Telefon. Aergerlich über die Unterbrechung nehme ich den Hörer ab. «Du bläst mich ziemlich ungnädig an, mein Junge», tönt eine Stimme vom andern Ende. Es ist Herbert, die treue brave Hausmacherseele. Schon solange ich ihn kenne, bewegt er sich in den Grenzen einer gutbürgerlichen Biederkeit, die nur selten über die Stränge schlägt. Sein ruhiges abgeklärtes Wesen setzt ihn in Gegensatz zu vielen seiner Kollegen, die er in ihrer tänzelnden Leichtfüßigkeit gleichmütig gewähren

lässt, ohne sich an ihrem flotten Leben zu beteiligen. Er hat eher meine stillen Samstagabende geschätzt. Und da er inzwischen weiss, dass sie aufgehört haben, läutet er heute an, um mich auf andere Gedanken zu bringen. Er macht das so schlicht, dass seine gute Absicht gar nicht weiter auffällt. Sein Plan ist, mich heute abend in eine «gewisse» Nachbar zu schleppen, wo der Anblick junger hübscher Burschen die Trübsal im schäumenden Lethe' versinken lasse. In solchen Fällen wird Herbert meist poetisch. Um es kurz zu machen: seine Bemühungen haben Erfolg, und ich lasse den Traktat unvollendet auf dem Schreibtisch liegen, um mich dem erbötigten Cicerone anzuschliessen.

Wie immer an Samstagabenden, war die Bar überfüllt und das Tanzparkett voll zum Bersten. Die Kapelle stampfte hot, quakte sweet. Man schob sich durchs Gedränge. Jeder hielt fest im Arm, was er sich erobert hatte, wenigstens für diese eine Nacht. Man flirtete, schwitzte, amüsierte sich. Eine animalische Menge, rhythmisch bewegt, in animalischem Dunst. Blauer Zigarettenqualm. Animierendes, diffuses Licht. Wein, Likör, Branntwein. Lange Nacht.

Mit Mühe fanden wir zwei freie Plätze an einem runden Tisch, durch eine einkreisende Stuhlreihe dicht zusammengepfercht. Keuchend und dampfend, kühlungsfächelnd und mit aufgelöstem Krawattenknoten kehrten die Paare von der Rumba zurück. Unsere Anwesenheit wurde kaum bemerkt. Auf das rote Wandsofa mir gegenüber setzten sich zwei Jünglinge, die ich schon beim ersten Anblick entzückend fand, zwei blutjunge Kerlchen. Zumal der ältere von ihnen — er mochte kaum älter als 21 sein — verquickte seine Zurückhaltung mit einem unbewussten Charme. Er trug eine dunkelblaue Samtjacke und dazu eine gepunktete Fliege, deren Schleifenenden die Ecken seines Hemdkragens überragten. Vielleicht war er Schüler der Kunstakademie; man pflegt ja so etwas rechtzeitig modisch zu dokumentieren. Seine graublauen Augen musterten die Umgebung in distanzierender Kühle — so mochten sie wohl auch das Motiv visieren, falls er wirklich die Malerei erkoren hatte. Aber sobald sie zurückkehrten, um an dem geliebten Gesicht hängen zu bleiben, leuchtete aus ihnen die stille Dankbarkeit für dieses Beieinander. Mit Andacht hing der Blick des jungen Kameraden an seinem Mund, wenn er sich zu einem zärtlichen Wort öffnete. Seine Lippen waren von auffallender Ueppigkeit. Ich entsann mich nicht, schon jemals so weiche schwellende Linien gesehen zu haben, und ihr Kontrast zu der männlichen Ueberlegenheit des Auges verstärkte nur den Reiz seiner Züge. O doch! Ich war diesem Antlitz schon begegnet, und zwar auf einem Bild, bei Sandro Botticelli: unter dessen Konterfeien junger Männer befindet sich eines mit dem gleichen unbeschreiblichen Gesichtsausdruck; Botticelli hat den jungen Mann mit einer roten Mütze dargestellt.

Hand in Hand sassen die beiden da, schweigsam, aber Glückes voll. Der Jüngere mit den auffällig durchbluteten Wangen, deren Röte sich bis hinauf zu den Schläfen verästelte, wirkte noch wie ein halbes Kind. Nichtsdestoweniger drückte seine Haltung so viel gläubige Hingebung aus, dass ich mich von dem Aspekt nicht losreissen konnte. In all dem Trubel diese Geborgenheit! Herbert setzte sein Weinglas ab und meinte gelassen: «Nun wirst du wohl deinen Traktat nicht mehr zu Ende bringen!»

«Meine aufgebrachte Galle fühlt sich sehr befriedet», antwortete ich.

«Hast du gesehen, wie der Kleine vorhin den jungen Herrn von drüben abgewiesen hat, als er ihn zum Tanz holen wollte?»

«Und ob! Ich habe sogar gesehen, wie sein Freund ihm dafür verstohlen die Hand drückte».

Herbert mochte eine Art Genugtuung empfinden, mich langsam dahinschmelzen zu sehen. In der Tat, ich wärmte mich ein wenig in der Sonne eines fremden Glückes. Wenn die beiden Jungen sich auf dem Tanzparkett tummelten, fehlte mir etwas am Tisch. Gern hätte ich versucht, einen von beiden in den Arm zu nehmen, ihn im Tanz behutsam einmal an mich zu drücken. Ganz behutsam, um nichts fortzuwischen von dem Schmelz der jungen Liebe, der, wie der Hauch auf edlen Früchten, allzu leicht vergeht und nicht wiederkehrt. Welchen? Den jüngeren? Nein, den mit dem Botticellimund natürlich. Ich hatte ihm deshalb den Namen Sandro beigelegt.

Meine angeregte Phantasie wurde jäh unterbrochen durch einen forschen jungen Herrn, der ziemlich rasch auf unsern Tisch zusteuerte. Teufel, welcher Mut, dachte ich bei mir, denn eben der war vorhin abgeblitzt. Jetzt allerdings versuchte er es nicht nochmal mit dem pausbäckigen Peppino. (So nannte ich den zweiten; obwohl alles andere als italienisch, sah er mit seiner frechen Stupsnase und den frischen Wangen doch ganz nach Peppino aus.) Diesmal galt sein Lächeln Sandro. Sandros graublau Augen fragten stumm: sollen wir tatsächlich noch einmal so unhöflich sein?

Da zwinkerte Peppino und machte mit dem Kopf unmerklich ein Zeichen: tanze wenigstens du mit ihm, damit er den guten Willen sieht! Also knöpfte Sandro im Aufstehen seine Samtjacke zu, wischte liebevoll dem Kleinen über die Schulter und folgte dem Mann zum Parkett. Der sah übrigens sehr gewinnend aus, auch machten sie beim Tango gute Figur. Dieser Eindruck wurde nachträglich noch verstärkt, als ich den kleinen Rotbäckigen wieder in Sandros Armen erblickte. Da reichte sowohl die Körpergrösse wie auch die Eleganz nicht recht hin. Aber darauf kommt es ja wohl nicht an, wenn zwei Herzen im gleichen Takt schlagen! Eher sollte man die Bereitwilligkeit anerkennen, mit welcher Peppino seinen schönen Freund beim übernächsten Tanz dem Fremden ein anderes Mal abtrat. Was hat eine Samba schon zu bedeuten, wenn man einander ganz sicher ist?!

Mit Wohlwollen sah Herbert den Sandro schwitzend zurückkehren und gab mir einen verstohlenen Blick, wie jener seine künstlerische Fliege zurechtzog, die ihm der leidenschaftliche Partner im Gedränge verschoben hatte, und wie er schweigend die Hand des Kleinen ergriff und ihm das volle Glas zutrank, welches Peppino ihm während seiner Abwesenheit nachgefüllt hatte. Dann aber wiederholte sich das Spiel im Laufe der Nacht noch mehrmals: Peppino beschied sich bei Tisch mit der Rolle des schweigsamen Zuschauers und begann etwas stärker zu trinken.

Herbert sagte nichts, schickte mir auch keinen Blick mehr. Die allmählich aufkommende vertrauliche Selbstverständlichkeit, mit der Sandro sich zum Tanze holen liess, erfüllte ihn offensichtlich mit Unbehagen. «Darf ich dich bitten?» fragte er kurz. Die Kapelle spielte einen Fox. Ein

Vergnügen war das Tanzen nicht bei dieser Fülle. Man konnte sich kaum bewegen und wurde eng aneindergedrückt. Leider war es bloss Herbert. «Ich merke jetzt, das kleine Parkett hat mannigfache Reize zu bieten», sagte ich. «Hätte», versetzte er, «cela dépend.»

Als wir unsere Plätze wieder einnahmen, sass der Kleine mit hochrotem Kopf da. Er schaute wütend drein und antwortete nicht, soviel der schöne Sandro ihn auch beschwören mochte. Ohne jenen eines Wortes oder Blickes zu würdigen, stand Peppino plötzlich auf und eilte quer durch den Raum zur Garderobe. Sandro, bestürzt, hatte das Gefühl, er müsse ihm nach. In schneller Eingebung kehrte er jedoch auf halbem Wege um, eilte in die Ecke seines feschen Tänzers, beugte sich vor, flüsterte hastig ein paar Worte und lief dann geschwind hinterher. Herbert, der den Vorgang beobachtet hatte, war sprachlos und schüttelte betrübt sein weises Haupt.

Er blieb eine gute Weile draussen, der Sandro, aber das Ergebnis der Auseinandersetzung sah ganz anders aus, als ich vermutet hatte.

Nicht Peppino brach auf, sondern sein schöner schlanker Freund, vermutlich weil der nicht «nötig» hatte, sich von ihm die Leviten lesen zu lassen. Man kennt ja solch einen «ehrevollen» Rückzug, wenn das schlechte Gewissen keine andere Möglichkeit mehr offen lässt. Peppino jedenfalls hatte sich vorzüglich in der Gewalt, als er allein zurückkam, nur kippte er rasch zwei Doppelstöckige hinter. Sandros volles Glas liess er unberührt. Zum Glück konnte er nicht sehen, dass der junge Herr aus der Ecke, dem er den Rücken zuwandte, sehr bald seine Zeche beglich, um ebenfalls die Garderobe aufzusuchen, ihn mit schrägem Blick streifend. Auch er kam nicht wieder. «Es ist ungemütlich geworden», sagte Herbert. «Wie denkst du über den Aufbruch?»

«Einverstanden. Auch würde ich meinen Traktat gern noch heute nacht beenden. Morgen mittag werde ich ihn dir zu lesen geben, bevor ich ihn abschicke.» —

Am nächsten Tag sitzen wir im Restaurant. Nach dem Dessert schiebe ich die Abhandlung Herbert hinüber. Gerade bei ihm darf ich ein besonderes Verständnis voraussetzen, denn mir ist bekannt, dass er die ganze Skala der Enttäuschungen schon durcherlebt hat, herauf und herunter. Und gestern nacht habe ich noch ein paar reizend bissige Einfälle gehabt.

«Sehr klug», sagt er anerkennend, blättert und liest. «Dem ‚Kreis‘ hast du das zugedacht? Die werden sich ganz besonders darüber freuen. Sehr intelligent und spritzig zugleich.» Mein Selbstbewusstsein drückt richtig die Brust heraus. «So weise», fährt Herbert lächelnd fort, «dass man meinen könnte, ein Narr habe den Artikel verfasst.» Das sagt er so mit Nachdruck, dass meine Lorbeerstimmung mit eins verfliegen ist.

«Was veranlasst dich zu diesem Urteil?» frage ich, ärgerlich geworden.

«Weil trotz aller klugen Gedanken die letzte Weisheit darin fehlt, mein Freund. Du bist nun etliches hinaus über deine Jünglingszeit und hast deine Erfahrungen gesammelt. Aber du hast noch immer nicht gelernt, das Fazit daraus zu ziehen.»

«Und das wäre?»

«Die Nachsicht. Das Gewährenlassen. Die Grosszügigkeit. Was du da

zum Beispiel gestern abend gesehen hast, war nichts Aussergewöhnliches. So ist das Leben. Das ist unsere irdische Welt. So war es schon vor dreitausend Jahren, und so wird es in dreitausend Jahren noch sein. Das sind die kleinen Webfehler, über die man hinwegsehen muss, wenn man Freude haben will an dem wunderbaren farbigen Gespinnst. Deshalb sollten wir die Menschen lieben auch um ihrer Schwächen willen.» —

Ich habe den Traktat gegen die Freundschaft in den Ofen gesteckt. Schade darum. Denn zum Feueranmachen wäre soviel Aufwand gar nicht nötig gewesen.

Erkenntnis

In der Frühe
heimfahren
mit dem ersten Zug
und wissen,
dass alles
zwecklos war.

Karten und Briefe schreiben
die von Kühle und Distanz starren.
Heimweh haben
nach einem Zuhause,
das es nicht gibt,
und einsam sein.

Denken an jene erste
bedeutungsvolle
Minute der Begegnung:
Blitz des Erkennens in jenen Augen.
unter jener Stirn,
die noch unbeschrieben.

Kommen und sehen, nehmen und lesen,
sinken lassen den Menschen wie eine Zeitung.
desinteressiert, kühl.
Heimfahren mit dem ersten Zug,
jemand klein und kleiner werden sehen.
ohne dass es weh tut.

Guy.



Zeichnung von Mario de Graaf
1953

Nebstehend: Photomontage von Charles.
Alle Masken stammen von Karnevalsabenden des „Kreis“.